

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Band: 34 (1940)
Heft: 9

Vereinsnachrichten: Die Jahresversammlung der Freunde der "Neuen Wege"

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in die Religion, Theologie und Kirche hinein. Wenn man das alles so sieht, dann möchte man manchmal nicht nur wünschen, daß die Bibel verboten, sondern daß sie *verbrannt* würde, damit wieder Gott selbst zu Ehren käme, Gott selbst gehört werde — so wie die Bibel es will!

Ich muß hier ein sehr schmerzliches Geständnis ablegen. Zu dem innersten Kampf meines Lebens hat der *Kampf um die Bibel* gehört. Nachdem sie mir nie recht nahe getreten und dann durch eine gewisse Bibelkritik vollends zerstört worden war, habe ich sie mit durstiger Seele gesucht. Jahrzehntlang. Dieser Kampf war mir ungleich wichtiger als gewisse andere, von welchen eine oberflächliche Welt gemeint hat, daß sie allein meine Seele ausfüllten. Und ich meine, er sei *siegreich* gewesen. Ich meine, die Bibel *gefunden* zu haben, die alte, neu gewordene, neu gesehene Bibel. Das war, neben und mit der Entdeckung der Botschaft vom Reiche Gottes, das Größte, das meinem Leben geworden ist. Und nun, da ich sehen muß, wie aus diesem, jetzt allgemein gewordenen, aber auf der Oberfläche gebliebenen Wiederfinden der Bibel jener Bibelkult, jene Bibelknechtschaft, jener Mißbrauch der Bibel, jene Schriftgelehrsamkeit, jene Ablenkung von Gott, ja Flucht vor Gott geworden ist, frage ich mich, ob denn dieser ganze große Kampf vergeblich gewesen sei, jene Tatsache bloß zu Schlimmem geführt habe.

Das ist, so wie ich es sehe, der Sachverhalt, den wir zu bedenken haben, wenn wir die Frage beantworten sollen, ob wir denn überhaupt die Bibel lesen, zum Lesen der Bibel ermuntern sollen. Wenn es so steht, was sollen wir denn tun? (Fortsetzung folgt.) *Leonhard Ragaz.*

Die Jahresversammlung der Freunde der „Neuen Wege“.

Wenn ich in Gedanken die „Neue-Wege“-Versammlung vom 7. Juli an mir vorbeiziehen lasse, so sind's zwei daselbst gefallene Worte, die mir vor allem geblieben sind. Wohl deshalb, weil sie mir, wie keine andern, so scharf das Wollen und Kämpfen, die Niederlagen, aber auch das Hoffen auf den Sieg der religiös-sozialen Bewegung zu kennzeichnen scheinen. Das eine Wort mag gleich am Anfang meines Berichtes stehen, mit dem andern möchte ich ihn schließen.

Leonhard Ragaz sprach sie aus in seinem Votum über die heutige Lage, womit er die Aussprache am Nachmittag einleitete. Als „verlorenen Haufen“, als „enfants perdus“ bezeichnete er die Vertreter des religiösen Sozialismus, in Erinnerung an jene Vorhuttruppen, die jeweilen in alten Zeiten dem soldatischen Gewalthaufen vorausgingen, ihm die Bahn für den Kampf und Sieg freimachten, dabei aber als Opfer für die gemeinsame Sache fielen. Als solche Vorläuferrolle betrachtet Ragaz auch die heutige religiös-soziale Bewegung. In seinem Votum gab er zuerst einen in Form und Inhalt äußerst klaren und prägnanten

Rückblick über sie, dem er einen von Mut und Hoffnung — trotz allem — erfüllten Ausblick auf deren Zukunft anfügte. Sicher haben auch andere Teilnehmer an der Versammlung gleich der Berichterstat-
terin gespürt, daß es dem Referenten um ein tiefstes und letztes Anliegen ging; sie haben mit ihr empfunden, daß seine Darlegungen gewissermaßen ein letztes Bekenntnis, fast möchte ich sagen, ein heiliges Vermächtnis, darstellten. Noch einmal ging Ragaz den Ursprüngen der religiös-sozialen Bewegung nach, streifte er kurz ihr Ziel, das stets die Erneuerung der Sache Christi, die religiöse Revolution, im Auge hatte. Es sollte aber eine Verwirklichung finden auch in der Lösung des sozialen Problems — daher der Kampf für den Sozialismus —, des Friedensproblems — daher der Kampf gegen den Krieg —, des Problems der Aufgabe der Schweiz — daher der Kampf für die Neue Schweiz.

Daß dieses Ziel immer wieder bis in die neueste Zeit herein wissenschaftlich oder unwissenschaftlich verkannt wurde (eine kürzliche Äußerung von Prof. Barth zeigt dies aufs neue), d. h. daß die religiös-soziale Bewegung entweder nur als religiöser Anhang zum Sozialismus oder als sozialer Anhang zum Christentum betrachtet wurde, das muß er stets aufs neue feststellen. Aber nicht diese Mißdeutung bewegt Ragaz und mit ihm uns andere, die wir der Bewegung angehören, am meisten, sondern die Frage: Ist die religiös-soziale Sache veraltet? Ist sie zusammengebrochen? Kann sie vor der heutigen Lage noch bestehen? Müßten auch wir umlernen, umdenken, uns umstellen? Darauf antwortet Ragaz mit einem Nein, einem Nein, das freilich Zeugnis ablegt, wie er nie stehen bleibt, sondern ständig die Probleme neu überdenkt, stets hinuntersteigt zu den tiefsten Quellen, zu der Bibel, zur Gottes- und Christuswahrheit, um von dort aus nicht „umzulernen“, wohl aber die Aufgaben des religiösen Sozialismus neu zu ergründen und zu verkünden.

Und worin bestehen sie? In dieser Zeit des Niederbruchs, der sich auf allen Gebieten des kulturellen Lebens, besonders aber auch im Zusammenbruch der Kirche, der Theologie, im „Sturz des Tempels“, kundgibt — Ragaz weist auf bekannte Vorgänge in der deutschen protestantischen Kirche, auf das Verhalten der katholischen Kirche, repräsentiert durch den Vatikan, hin — gilt es, getreu der religiös-sozialen Botschaft, das *Reich Gottes* immer wieder zu verkünden und zur *Nachfolge Christi* aufzurufen.

Freilich heißt es, sich zuerst mit dem Einwand auseinanderzusetzen, daß in der heutigen Katastrophe nichts vom Kommen des Reiches zu spüren sei. Wie kann ihm begegnet werden? Nur mit der Erkenntnis, daß das Reich Gottes sich gerade in Katastrophenzeiten kundtut. Gerade in solchen Zeiten können wir Gott und seinen heiligen Willen erleben, steht er doch im Gegensatz zu all dem, was heute in der Welt vorgeht. Die heutige Zeit ist Gerichtszeit, hinter ihr aber steht Gottes Gnade. Das war je und je die Auffassung des religiösen Sozialismus, weshalb er vor den katastrophalen Tatsachen der Gegenwart, die er

ja vorausfah, nicht kapituliert, nicht zu kapitulieren braucht. Freilich, eine Revolution muß kommen, die ihre innerfte Kraft aus Christus schöpft. Dabei muß man allerdings der Gefahr ins Auge fehen, daß mit diefer Revolution das Chaos verbunden ist oder fein könnte. Die Parolen vom Kampf gegen die Plutokratien des Westens und der Vorstoß des Kommunismus deuten auf gewaltige Entwicklungen hin. Ihr letztes Wort wird ein neues Kommen Christi fein. Schon jetzt find doch auch Tatsachen vorhanden, die auf einen Durchbruch des Reiches Gottes hinweisen, und unsere Aufgabe ist es, diesen zu verkünden.

Welche Aufgaben stellen sich in diefer Zeit des „Umbruches“ der *Schweiz* und welches Schickfal wird ihrer warten? Ragaz sieht ihre Aufgabe darin, daß sie das kostbare Erbe hütet, das symbolisch das Rütli repräsentiert und das ihr von einem Zwingli, einem Calvin, einem Pestalozzi, einem Gottfried Keller, einem Jeremias Gotthelf vermacht wurde. Speziell in der Reformation hat die Schweiz ein gewaltiges Erbe; es zu verwalten und auf die Linie des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit für die Erde zu führen, dazu sind wir heutigen Schweizer berufen und gerufen. Ob uns dazu Zeit und Zukunft gegeben ist? Trotz allem hofft Ragaz auf eine Neugründung, eine Regeneration der Schweiz aus der Tiefe her, und uns allen, die wir mit ihm unser Land und seine Mission im Völkerleben über alles lieben, spendete er mit diefer seiner Hoffnung Mut und Kraft.

Zwei Einwände sprechen zwar gegen jede solche Hoffnung. Der eine kommt vom Glauben, der andere vom weltlichen Denken her. Jener sieht jeden Versuch, die Welt retten zu wollen, als unnütz an und hofft nur noch auf die Wiederkunft Christi. Dieser weist auf die weltlich-politischen Perspektiven hin, die eine lange Geschichtsperiode der Knechtschaft und Unterdrückung vorauslagen. Dem ersten Standpunkt hält Ragaz entgegen, daß, auch wenn man, was er auch tut, als letzte Hoffnung die Wiederkunft Christi betrachtet, man doch die Hände nicht in den Schoß legen darf, sondern *arbeitend* auf den Herrn warten soll. Dem zweiten Einwand setzt er die Ueberlegung entgegen, daß es kein Fatum gibt, daß jene Entwicklung einen Sturz der Diktatoren nicht ausschließt. Er schöpft Trost aus der Geschichte des römischen Reiches, unter dessen Herrschaft Christus geboren ist, sein Reich gegründet und das Weltreich gestürzt hat. Freilich war dessen Sturz mit dem völligen Zusammenbruch, der Apokalypse, verbunden. Auch für unsere Zeit muß eine solche Entwicklung ins Auge gefaßt werden. Auch sie wird unter *Gott* stehen und wir dürfen ihr getrost entgegengehen, wenn es nötig fein sollte.

Den Ausführungen von Ragaz war am Morgen eine sehr eindrucksvolle Andacht, gehalten von Pfarrer Lejeune, vorausgegangen, welche ein Geschehnis aus der Geschichte des Propheten Jeremias erläuternd, höchst aktuell wirkte. Es war die Erzählung vom Acker in Anatot (Jeremia 32, 1—15), den Jeremia trotz des Krieges und seiner Gefangen-

schaft kaufte, welche Lejeune seiner Ansprache zugrunde legte. Damit wies schon er, wie es nachher Ragaz tat, auf jene zentrale religiös-soziale Botschaft hin, die kein Fatum anerkennt, sondern die, um Lejeunes Worte zu gebrauchen, weiß, daß, wenn auch unsere Lage aussichtslos, zukunftslos ist, wir doch mit Jeremia sagen können: Die Welt ist in die Hand des Königs von Babel gegeben, er wird sie einnehmen, zerstampfen, das Recht, die Freiheit und die Menschlichkeit niederreißen, und doch ist auch er der Hand Gottes unterstellt. Nicht der König von Babel ist unser Schicksal, nein, über allem ist's doch der Herr, der unser Geschick wieder wenden kann. Ganz besonders tiefen Eindruck machten auch die Psalmen und Prophetenworte, die, von Lejeune feinsinnig ausgewählt und vorgelesen, Trost, Aufrichtung, Klärung boten. Sie nachzulesen, wird für jeden Leser der „Neuen Wege“ Gewinn bedeuten, weshalb ich die betreffenden Stellen hier angeben will: Psalm 10, 9 und 20, Psalm 44, 24, Psalm 68, 29, Psalm 74, Psalm 85, 5, Jeremia 29, 10—14, Jeremia 30, 3, 5, 7—9, 14—17, Psalm 31, 3, 9—12.

Die Ansprache wurde von den sehr zahlreich erschienenen Freunden besonders am Nachmittag eifrig benützt. Sie war freilich weniger eine Auseinandersetzung mit den geistigen Problemen, welche das Referat behandelt hatte, als ein Fragen und Suchen nach Sinn und Wert und Möglichkeiten von aktuellen Aufgaben. Daß dabei ausführlich das Problem der Arbeitsbeschaffung als eine der dringendsten Aufgaben, welche die Schweiz gegenwärtig zu lösen hat, und damit im Zusammenhang viele andere Fragen, wie die der Fürsorge, die Steuerprobleme usw. erörtert wurden, ist sehr begreiflich.¹⁾ Eine andere Frage, die zur Ansprache kam, war die nach der Aufgabe der Juden in Europa, dann das Problem, welches uns stets aufs neue bedrängt, der Gewalt und Gewaltlosigkeit. Dies veranlaßte Ragaz zu einer schönen Würdigung der Persönlichkeit Gandhis, freilich auch zu der Bemerkung, daß man nicht etwas tun könnte, wozu alle Voraussetzungen in einem Lande fehlten.

Kurz erwähnen möchte ich noch einige Einzelheiten aus dem geschäftlichen Bericht. Vor allem, daß die Abonnentenzahl der „Neuen Wege“ trotz der politischen Katastrophen beträchtlich zugenommen hat, speziell in der Schweiz, ein Zeichen, daß ihre Stimme für viele lebensnotwendig ist. Sie hat damit einen Hochstand erreicht, wie sie ihn seit Jahren nicht hatte. Das soll jedoch die Leser nicht abhalten, weiterhin unermüdlich für die „Neuen Wege“ zu werben; im Gegenteil, es mag ihnen ein Ansporn sein, alles zu tun, immer wieder neue Abonnenten und Leser zu gewinnen. Ganz sicher bedeutet diese Tatsache auch für den Redakteur der „Neuen Wege“ eine große Ermutigung, weiterzufahren in seiner Arbeit wie bis dahin. Eine solche war für ihn sicher

¹⁾ Es wurde aber von dem Referenten doch tief bedauert, daß das eigentliche Thema so sehr zu kurz kam. R.

auch die sehr nachdrückliche Unterstützung, die ihm anlässlich seines Kampfes gegen die Pressezensur zuteil wurde. Ganz spontan liefen viele Hunderte von Unterschriften und Zuschriften ein, die sich gegen das drohende Verbot der Zeitschrift wandten.

Ob dieser Kampf endgültig erledigt und ein Verbot ausgeschlossen ist, das wird die Zukunft lehren. Wer noch irgendwie an die Schweiz glaubt, an ihre freiheitlichen Traditionen, an ihre Mission — die Berichterstatterin bekennt, daß sie zu diesen naiv-gläubigen Seelen gehört — der kann es einfach nicht fassen, daß je die Schweiz, so lange sie nicht von fremden Eroberern verschlungen worden ist, das freie und tapfere Wort eines Schweizers, der je und je seine glühende Liebe zu seinem Lande bekundet hat, verbieten könnte. Sollte es aber wider Erwarten und Glauben doch dazu kommen, daß die Stimme eines Ragaz zum Schweigen gebracht würde, dann mag in ihm und in uns jenes zweite Wort, das mich intensiv bewegte, aufleuchten: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, dir das Reich zu geben.“

Marie Lanz.

Leo Trotzki.

Der gewaltfame Tod Trotzki's, wie man annehmen muß durch einen Agenten Stalins, nachdem dieser ihn mit Hilfe der meisten bürgerlichen Regierungen, die den Mann als Revolutionär haßten und fürchteten, durch die halbe Welt hin bis in das ferne mexikanische Nest verfolgt, hat trotz des Sturmes auf England großes Aufsehen erregt und viele tief erschüttert.

Das letztere gilt auch von dem Schreibenden. Nicht etwa, wie die Legende dichtete, weil er sein Anhänger oder auch nur „Freund“ gewesen, sondern einfach um des tragischen Geschickes willen. Und auch, weil er Trotzki persönlich gekannt hat.

Es war im Herbst 1914. Russische Freunde brachten mir eine Schrift, die einer von ihnen aus einem jedenfalls ausgezeichneten Russisch in ein unerträglich schlechtes Deutsch übersetzt hatte. Sie trug den Titel: „*Die Internationale und der Krieg*, von *Leo Trotzki*.“ Ich hatte wohl noch nie den Namen Trotzki gehört oder mit einer Ahnung von seiner Bedeutung gelesen. Auch den von Lenin kaum. Denn wir waren damals über den russischen Sozialismus gar nicht orientiert. Dies, trotzdem ich wahrscheinlich in dem Zimmer unter meinem Schlafzimmer in der Bolleystraße in Zürich, nachts von zwölf oder halb eins an, wenn ich, von einer damals, in den ersten Zeiten meiner Professur, besonders aufreibenden Arbeit schwer ermüdet, gerne hätte schlafen können, unter den Stimmen der sich unten treffenden russischen Revolutionäre, die sich oft bis zu halb- und dreiviertelstündigen Voten steigerten, wohl ziemlich sicher auch etwa die Lenins gehört hatte. Aber ich merkte, daß die mir übergebene Schrift von einem geistvollen und höchst orientierten Manne